

MATTHEW
REILLY

**MISTER
EINSTEINS
SEKRETÄRIN**

Aus dem australischen Englisch von Heiner Eden

FESTA

Die australische Originalausgabe *Mr. Einstein's Secretary*
erschien 2023 im Verlag Macmillan.
Copyright © 2023 by Karanadon Entertainment Pty Ltd.
Published by arrangement with Rachel Mills Ltd.

1. Auflage März 2025
Copyright © dieser Ausgabe 2025 by
Festa Verlag GmbH
Justus-von-Liebig-Straße 10
04451 Borsdorf

Titelbild: @difrats
Alle Rechte vorbehalten

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
shop@festa-verlag.de

ISBN 978-3-98676-199-8
eBook 978-3-98676-200-1

Für Kate Freeman, CFA



Die Physiker der 1920er und 1930er waren die Hexenmeister ihres Zeitalters, die genialen Hüter einer neuen Art der Hexerei – der des Atoms. Und ihr Hohepriester war Einstein.

Aus: *Das Nuklearzeitalter*
von Scott Sollers
(W.M. Lawry & Co., London, 2010)

Die mustergültige Sekretärin sollte so viel Sorgfalt auf ihre äußere Erscheinung wie auf das Schreiben mit einer Schreibmaschine legen. Letztendlich besteht ihre Arbeit darin, ihren Chef gut aussehen zu lassen und all die eintönigen Pflichten zu erledigen, damit ihr Chef seinen Verstand auf solche Geschäftsangelegenheiten verwenden kann, für die das männliche Gehirn bekanntermaßen besser geeignet ist.

Aus: *Die moderne Sekretärin*
(Merkblatt, ca. 1939 veröffentlicht)

Das Leben ist wie Fahrradfahren. Um die Balance zu halten, muss man in Bewegung bleiben.

Albert Einstein

1948



PRINCETON, ÖFFENTLICHER FRIEDHOF

20. JANUAR 1948

Der große Einstein ist der Erste, der zu meiner Beerdigung kommt, und das trotz seines Alters, seiner schlechten Gesundheit und der beißenden Kälte eines Wintertages in New Jersey.

Es ist wahrlich eine seltsame Sache, die eigene Beerdigung zu beobachten.

Zu sehen, wer kommt. Zu sehen, wie viele kommen. Zu hören, was sie über dich sagen.

Meine ist eine trostlose Angelegenheit.

Es lassen sich nur vier Leute blicken.

New Jersey im Winter ist ein rauer Ort, doch am Tag meiner Beerdigung ist es besonders schlimm: Der Himmel ist grau, es fällt Schnee, der gefrorene Boden knirscht unter den Sohlen.

Ich rede mir ein, dass vielleicht das Wetter für die dürftige Anteilnahme verantwortlich ist.

Oder vielleicht ist es nun mal so bei Spionen. Der einzige Grund für mein geheimes Leben war der, dass niemand wusste, was ich tat, sogar wenn es gefährlich, entsetzlich und hin und wieder geschichtsträchtig war.

Mehr als alles andere regt es zum Nachdenken an, die eigene Beerdigung zu sehen.

Es weckt Erinnerungen.

Einstein dabei zuzusehen, wie er durch das Tor wankt und sich schwer auf seinen Gehstock stützt, lässt mich daran

denken, wie er als jüngerer Mann war: so quicklebendig, so rege, so tatkräftig, sowohl geistig als auch körperlich. Niemand – wirklich niemand – hatte mehr Enthusiasmus als Einstein: für die Physik, fürs Entdecken, fürs Leben, für das schiere Streben nach Freude.

Am Tag meiner Beerdigung war er 68.

In ein paar Jahren würde er tot sein.

An seiner Seite, seinen Ellbogen haltend und ihn stützend, war wie immer Helen Dukas, seine treue Erste Sekretärin.

Seit 1928 – gleich nachdem ich das zweite Mal für Einstein gearbeitet hatte – war sie seine Tagebuchführerin, Haushälterin und Türhüterin.

Es war dieses letzte Aufgabenfeld – als Türhüterin –, in dem sie sich besonders auszeichnete.

Anders als ich war Helen so unnachgiebig wie Eisen. Sie war so streng, wie Einstein leutselig war, und so organisiert wie er chaotisch. Sie war imstande, die Einladung eines Königs abzulehnen, ohne mit der Wimper zu zucken, was sie auch mehr als einmal tat.

Es war nicht ihre Aufgabe, Einstein zu behüten, sondern seine *Zeit*. Das machte sie zweifellos zu einer der besten Sekretärinnen in der Geschichte.

Mrs. Katherine Graham-Coulson hätte ihren Segen gegeben. (Regel Nr. 1: »Ihr Job ist es, Ihrem Chef zu helfen, *seinen* Job zu machen!«)

Während ich das Schauspiel beobachte, ertappe ich mich dabei, an mein eigenes Leben zurückzudenken.

Es erscheint in Bruchstücken vor meinem geistigen Auge; aufblitzende Zeitabschnitte der letzten vier Jahrzehnte.

Es sind Abschnitte, in denen ich mich in der Gegenwart von echten Genies wie Einstein, Curie und Bohr wiederfand,

in der von falschen Genies wie Speer und Heisenberg und den schlimmsten aller Monster wie Heydrich, Bormann und sogar Hitler höchstpersönlich.

Oder an die Wettrennen mit Horden von Nazis, um Dokumente, die die neue Wissenschaft des Atoms betrafen, in Sicherheit zu bringen. Oder an die Zeit, als ich dem tödlichsten Mörder-Spion der Sowjetunion gegenübertrat.

Seltsamerweise sind es die Gerüche, an die ich mich am besten erinnere; die Düfte meines Lebens.

Das liebste Parfüm meiner Mutter, die einzige wertvolle Sache, die sie je besaß.

Menschliche Scheiße in einer russischen Folterkammer.

Einsteins Aftershave, hauptsächlich deshalb, weil er es so selten benutzte. (»Es ist nur für besondere Anlässe!«, hatte er vergnügt angemerkt. »Wie ein Treffen mit Staatsoberhäuptern und meiner Schwiegermutter.«)

Die Aromen New Yorks in den 1920ern: durchgebrannte elektrische Kabel in der U-Bahn; Zigarrenrauch in den Speulunken; die Brylcreem in den Haaren von Gangstern wie Baby Face Mancino; Leichen in einer Lagerhalle für Fische; und der Geruch der Zementschuhe, die ein Kerl trug, der seine Schulden bei Baby Face nicht begleichen konnte.

Das frische Farbband in einer Model No. 5 Underwood-Schreibmaschine.

Kirschblüten, die den Frühling in Berlin verkünden.

Der Geruch von Bombenexplosionen in Berlin.

Der Gestank der panischen Angst, als die Rote Armee die Stadt einnahm und nach Deutschen suchte, die man töten oder vergewaltigen oder essen konnte.

Die fürchterlichen Ausdünstungen der Öfen in Auschwitz.

Man vergisst den Geruch von verbranntem Menschenfleisch niemals.

Fanny kommt mit ihrem treuen Ehemann Raymond an ihrer Seite auf die Minute genau an. (Regel Nr. 3: »Seien Sie immer pünktlich!«)

Am Grab gesellt sie sich zu Einstein, und sie schütteln sich vertraut die Hände.

Wie Fanny sich doch verändert hat. Sie ist nun so selbstsicher, so beherrscht. Ich bin sehr froh, sie so zu sehen.

Mit nur diesen vier Anwesenden – Einstein, Helen Dukas, Fanny und Raymond – ist die ganze Sache eher zwanglos.

Was für eine armselige Darbietung, denke ich.

Einstein blickt sich um, zuckt die Schultern und beginnt, dort in dem fallenden Schnee, mit der Grabrede.

»Ich lernte Hanna Fischer in Berlin kennen, als sie noch ein kleines Mädchen war«, sagt er. »Sie war ein reizendes Ding und zeigte schon in einem ganz frühen Alter Anzeichen ihrer Genialität. Wir waren Nachbarn, und ich war mit ihrem Vater befreundet ...«

Nicht schlecht für den Anfang, Albert.

Da er mich schon als Kind kannte, und später dann auch eine Zeit lang als Erwachsene, wusste er eine Menge über mich.

Aber nicht alles.

Er kann nicht die ganze Geschichte erzählen.

So kann er zum Beispiel nicht schildern, was ich in Deutschland vor und während des Krieges durchmachen musste. Auch weiß er nichts von den drei Verhören, die ich zu ertragen hatte, eines in Amerika, eines in Nazideutschland und eines in sowjetischer Gefangenschaft.

Und während ich Einstein zusehe, diesem unglaublichen Wissenschaftler, meinem ehemaligen Chef und der gütigsten Seele, die mir je begegnet ist, und er eine feierliche Rede auf meiner kleinen Beerdigung zum Besten gibt, ertappe ich

mich dabei, an diese Verhöre zurückzudenken. Aus irgendeinem Grund gelingt es mir durch sie, die bruchstückhaften Erinnerungen in meinem Kopf zu einem Ganzen zusammenzusetzen.

ERSTES VERHÖR
NEW JERSEY, USA
1933

Nicht viele wissen, dass die Nazis ein Kopfgeld auf Einstein ausgesetzt hatten. Bei drei Gelegenheiten verübten die Nazis Mordanschläge auf ihn. Der erste geschah im Jahre 1933 in der Nähe von Princeton, während Einstein die Vereinigten Staaten besuchte ...

Aus *Einstein* von Thomas McMahon

EWING TOWNSHIP, BEZIRKSGEFÄNGNIS TRENTON, NEW JERSEY

12. FEBRUAR 1933, 3:05 UHR

Die beiden amerikanischen Cops, die mich bewachten, sahen mich in völliger Verwirrung an.

Es war schwer einzuschätzen, was sie von mir hielten: eine schmale 31 Jahre alte deutsche Frau in einem Sommerkleid und mit Blut an der Stirn, die Hände eng mit Handschellen gefesselt.

»Bitte«, sagte ich. »Wenn Sie doch nur Mr. Einstein anrufen würden. Mr. Albert Einstein. Er wird Ihnen alles erklären.«

»Halten Sie uns vielleicht für dämlich, Lady?«, sagte der fettere der beiden Polizisten. »Wenn Sie Albert Einstein kennen, dann esse ich heute mit Franklin Roosevelt zu Abend.«

Ich wusste nicht, was ich tun sollte.

In all dem Trubel in Princeton war Einstein von Agent Kesslers Leuten vom Finanzministerium weggeschafft worden,

und ich hatte nicht den Hauch einer Ahnung, wohin sie ihn gebracht hatten.

Mich hatten sie hierher verfrachtet, in eine kalte graue Arrestzelle im örtlichen Bezirksgefängnis – zusammen mit den beiden Attentätern.

Genau in jenem Augenblick saßen die beiden gescheiterten Attentäter in der Zelle neben mir, nur von einem Dutzend Eisengitter getrennt.

Wenn Beamte der deutschen Botschaft – Bedienstete der Nazis – hier waren, bevor die Leute von der Finanzbehörde kamen, würden die beiden nationalsozialistischen Meuchelmörder in die Nacht verschwinden und auf ein Schiff nach Europa gebracht und nie wieder gesehen werden.

»Also gut«, sagte ich. »Dann rufen Sie Special Agent Daniel Kessler – Dan Kessler – vom Finanzministerium an. Er wird Ihnen alles sagen.«

Die beiden Cops starrten mich verduzt an.

»Keine Sorge, Schätzchen«, sagte einer von ihnen. »Wir haben schon jemanden angerufen. Sie werden ein paar nette Bundesbeamte kennenlernen, bevor all das hier vorbei ist, Sie verfluchte Krautfresserin.«

Ich seufzte und wandte mich ab.

Ich wusste, wie es aussah.

Obwohl ich schon seit Jahren in Amerika lebte, sprach ich noch immer mit einem deutschen Akzent, und hier war ich zusammen mit zwei echten deutschen Spionen, die versucht hatten, Albert Einstein während eines Besuchs der Princeton University zu töten.

Und mir war es unmöglich, meine Unschuld zu beweisen.

30 Minuten später trat ein Mann, der eine Uniform der US-Army trug und behauptete, dem militärischen Geheimdienst anzugehören, an meine Zelle und machte sich daran, mich die nächsten eineinhalb Tage lang mit nur einigen Unterbrechungen zu verhören.

Während er es tat, bewachten zwei bewaffnete Soldaten die Tür.

Er sagte, er sei Major Gil Willis, und er fragte mich über alle möglichen Dinge aus.

Mein jüngstes Leben in Amerika. Meine Jugendzeit davor in Deutschland.

Wenn ich ihn anflehte, Einstein anzurufen – was ich ziemlich häufig machte –, sagte er nur, dass er das tun werde, sobald der richtige Zeitpunkt dafür gekommen sei.

Und dann, nachdem ich 36 Stunden lang in dieser Zelle seinen Fragen ausgesetzt gewesen war, ließ ein Tumult im äußeren Empfangsbereich meinen Vernehmungsbeamten herumwirbeln, und dann –

Paff!

– flog die Zellentür auf und Einstein rauschte herein, gefolgt von Special Agent Kessler.

»Wo ist sie ...?«, rief Einstein, bevor er mich sah und zu mir herübereilte. Er schloss mich in seine Arme und drückte mich erleichtert ganz fest an sich.

»O Hanna, meine Liebe, geht es dir gut?« Er berührte die Verletzung an meiner Stirn. »Bist du verletzt?«

»Mir geht es gut«, sagte ich. »Es ist nur ein Kratzer.«

Mein Vernehmungsbeamter saß nur sprachlos da.

Die örtlichen Cops starrten den berühmtesten Wissenschaftler der Welt mit offenen Mündern an.

Für sie war es wahrscheinlicher, dass sie zum Mond fliegen würden, als Albert Einstein zu treffen, und doch war er

hier, dieser großartige Mann höchstpersönlich, und umarmte mich in dieser kalten, kahlen Gefängniszelle.

Und dann, was sie noch mehr verduztzte, sprach er sie direkt an: »Gentlemen, bitte nehmen Sie ihr die Handschellen ab.«

Fassungslos schweigend löste mein Vernehmungsbeamter die Handschellen um meine Handgelenke und machte einen Schritt zurück.

Ich erhob mich von meinem Stuhl.

»Grundgütiger, du frierst ja«, sagte Einstein und legte seinen Mantel um mich.

»Ich habe versucht, es ihnen zu erklären«, sagte ich. »Ich bat sie, Sie anzurufen, Sir, doch sie weigerten sich ...«

Agent Kessler warf Major Willis einen finsternen Blick zu. »Ist das so? Kommen Sie, Hanna. Wir bringen Sie hier raus.«

Kessler ging voran, und Einstein führte mich, in seinen Mantel gekleidet und einen Arm schützend um meine Schultern gelegt, aus dem Raum mit den Betonwänden.

An der Tür hielt er inne und wandte sich Major Willis zu.

»Sie sollten dieser jungen Frau eine Medaille verleihen. Sie hat mein Leben gerettet! Sie hat sich auf die Attentäter gestürzt, als sie versuchten, mich in ihren Truck zu zerren.«

Erst jetzt fand Major Willis seine Stimme wieder.

»Aber, Sir ... Wer ist sie?«

Einstein sagte: »Sie ist meine Sekretärin!«

ZWEITES VERHÖR
BERLIN, DEUTSCHLAND
1942

Heydrich (Chef der Gestapo) war so grausam, dass sogar Hitler ihn einst als den »Mann mit dem eisernen Herz« beschrieb.

Aus *Deutschland und der Zweite Weltkrieg* von Guy Longworth

**REICHSSICHERHEITSHAUPTAMT
PRINZ-ALBRECHT-STRASSE
BERLIN, DEUTSCHLAND
JANUAR 1942, 2:45 UHR**

NEUN JAHRE SPÄTER.

Mein zweites Verhör fand ebenso mitten in der Nacht und auch in einer Zelle statt, nur dass sich diese im Hauptsitz der Gestapo in Berlin befand.

Es roch nach Angst und Urin.

Die Ziegelwände der Zelle waren mit Einschusslöchern übersät. Getrocknetes Blut klebte an ihren Rändern. Die Gestapo machte sich nicht die Mühe, dich nach draußen zu bringen, um dich zu erschießen. Sie taten es einfach hier.

Ich saß gefesselt auf einem Stuhl.

Neben mir saß Gertrude Schneider, Bormanns Sekretärin, Geliebte und Informantin. Sie war eine überzeugte Nationalsozialistin und obendrein noch ein richtiges Biest.

Sie verachtete mich fast so sehr, wie sie Speer, meinen Chef, verachtete.

Gertrude hatte solche Nazis am liebsten, die groß gewachsen,

brutal und zäh waren, so wie Bormann. Ein ruhiger, intellektueller Mann wie Speer entsprach überhaupt nicht ihrem Typ.

Speer stand außerdem in der Gunst des Führers, was bedeutete, dass Bormann ihn als Rivalen betrachtete. Da ich Speers Sekretärin war, sah Gertrude auch mich als ihre Rivalin an.

Der Mann, der uns verhören sollte, betrat die Zelle.

Er bewegte sich langsam wie eine Katze, die um eine in der Falle sitzende Maus kreiste.

Er war ein verschlagen dreinblickender Kerl mit eingefallenen Wangen und leeren Augen. In jeder anderen normalen Nation hätte er im Gefängnis gesessen, doch in Nazideutschland arbeitete er für die Geheimpolizei.

In seiner Hand hielt er einen silbernen Aktenkoffer aus Stahl.

»Frau Schneider, Fräulein Fischer«, sagte er. »Willkommen im Reichssicherheitshauptamt. Ich habe einen Namen, doch ich sehe keinen Grund, ihn zu nennen. Wahrscheinlich wundern Sie sich, warum Sie hergebracht wurden.«

Ich wunderte mich keineswegs.

Ich wusste genau, warum.

Sie waren mir schließlich doch auf die Schliche gekommen.

Der Mann lächelte und warf einen Blick hinunter auf seinen Aktenkoffer. »Mein Kollege und ich würden Ihnen gerne ein paar Fragen stellen, das ist alles.«

Daraufhin öffnete sich die Tür, und ein zweiter Mann, von oben bis unten in eine schwarze SS-Uniform gekleidet, betrat die muffige Zelle. An seinem Kragen prangten ein Totenkopf-Emblem, die beiden Siegrunen der SS sowie ein paar silberne Lorbeerkränze.

Ich erkannte ihn sofort.

Gertrude auch. Ihr stockte bei seinem Anblick sogar der Atem.

In einem Regime, das sich aus Personen zusammensetzte, die allesamt Angst und Schrecken verbreiteten, war er der Gefürchtetste. Sein Gesicht mit der langen Nase, der hohen Stirn und den stechenden blassen Augen war jedem Deutschen vertraut.

Sogar Speer verkrampfte sichtbar, wann immer dieser Mann einen Raum betrat, und Speer stand unter Hitlers Schutz.

Er war Obergruppenführer Reinhard Heydrich, Leiter des Reichssicherheitshauptamtes und Chef der Gestapo.

Er war der Mann, der damals im Jahre 1933 den Anschlag auf Einstein angeordnet hatte.

Und nun war er hier, mitten in der Nacht, bei Gertrude und mir.

Das war besonders beunruhigend.

Reinhard Heydrich ließ sich nicht bei üblichen Folterungen oder wahllosen Verhören blicken.

»Meine Damen«, sagte er freundlich, als er uns gegenüber Platz nahm.

Seine Augen blinzelten nicht ein einziges Mal, sein Blick wandte sich nie von unseren Gesichtern ab. Er war ein Raubtier, das nach den kleinsten Anzeichen für Geheimnisse, Lügen oder Schwäche Ausschau hielt.

»Wir haben eine Menge zu besprechen«, sagte er. »Und es wird eine Weile dauern. Sogar ein paar Tage. Und ich fürchte, wir werden Sie während dieser Zeit kaum schlafen lassen.«

Wieder keuchte Gertrude.

Heydrich hob einen Finger. »Keine Sorge, Fräulein. Wir gehen zivilisiert vor, nicht so wie die Russen. Um Gottes willen, nein. Die würden Ihnen schon jetzt alle möglichen schrecklichen Dinge zufügen.«

Gertrude fiel fast in Ohnmacht.

Ich erlappte mich dabei, den Atem anzuhalten.

Heydrich fuhr fort: »Doch um es richtig zu machen und sicherzustellen, dass ich nicht meine Zeit mit Ihnen beiden verschwende, fürchte ich, dass Sie ehrlich zu mir sein müssen.«

Er nickte seinem Assistenten zu, der den stählernen Aktenkoffer aufspringen ließ. Darin befanden sich mehrere Reihen mit grausam funkelnden Gerätschaften: Messer, Skalpelle, Zangen, ein Hammer und etliche entsetzlich aussehende Zwingen.

»Nun ...« Heydrich lächelte. »Wollen Sie das für mich tun? Werden Sie ehrlich zu mir sein? Denken Sie daran, es könnte schlimmer sein. Wir könnten es wie die Russen machen.«

DRITTES VERHÖR
SOWJETISCHER KOMMANDOSTAND
BERLIN, DEUTSCHLAND
MAI 1945

SOWJETISCHER MOBILER KOMMANDOSTAND

BERLIN

4. MAI 1945

Mein drittes Verhör findet in einem Kommandostand der Roten Armee in den Ruinen Berlins nicht weit von der Reichskanzlei entfernt statt.

Hitler ist tot und Deutschland hat augenscheinlich kapituliert, doch hier in Berlin ist der Krieg für diejenigen, die von den gefürchteten Russen gefangen genommen wurden, noch nicht vorbei.

Diese Zelle ist die reinste Horrorshow. Das Blut an den Wänden ist frisch. Menschliche Eingeweide liegen in Klumpen auf dem Boden. Der Gestank ist unbeschreiblich.

Die Russen haben uns vor drei Tagen geschnappt.

Sie haben uns Säcke über die Köpfe gezogen und uns hergebracht: ein ausgebombtes Gebäude mit vergitterten Zellen, die erstaunlicherweise noch intakt sind. Es sieht aus wie auf einem Polizeirevier, und schlagartig wird mir zu meinem Entsetzen bewusst, dass ich diesen Ort kenne.

Ich bin in der Prinz-Albrecht-Straße. Im Hauptquartier der Gestapo.

Nur dass das Gebäude nun von den Russen verwaltet wird.

Wieder bin ich nicht allein.

Wieder bin ich mit Handschellen gefesselt.

Aber dieses Mal bin ich an einen Mann gefesselt, der eine Nazi-Uniform trägt und ein bandagiertes Bein hat.

Doch er ist kein Nazi.

Er ist ein amerikanischer Agent.

Im Raum ist ein dritter Gefangener. Er ist ein Nazi. Er ist gedrungen und kahlköpfig und ein sehr hochrangiger Vertreter des früheren Regimes.

Als ich erwache, sehe ich, dass ihm seine Hose um die Knöchel hängt und dass er gerade von einem hünenhaften russischen Soldaten vehement vergewaltigt wird. Der fette Nazi winselt bei jedem Stoß.

Drei andere dreckige russische Soldaten halten ihn nieder. Kurz darauf wechseln sie sich ab.

Doch aus irgendeinem Grund wird weder meinem amerikanischen Freund noch mir ein Leid angetan.

Mit einem schrillen, rostigen Quietschen öffnet sich die Zellentür.

Zwei russische Vernehmungsbeamte treten ein. Es sind Offiziere.

Sie sagen nichts zu den vier dreckigen Soldaten, die nicht aufhören, den wimmernden Nazi anal zu missbrauchen.

Sie nehmen Platz.

»Hallo, Hanna«, sagt der ranghöhere Vernehmungsbeamte zu mir. »Meine Güte, du hattest viel zu tun.«

AUS DEM ERSTEN VERHÖR NEW JERSEY, 1933

VERNEHMUNGSBEAMTER (MAJ. WILLIS, US-ARMEE):
Miss Fischer. Sie müssen meine Lage verstehen: Wir haben Sie, eine deutsche Staatsbürgerin, zusammen mit zwei deutschen Attentätern in der Nähe von Professor Einstein aufgegriffen.

FISCHER: Ich bin nur eine Halbdeutsche, Sir. Meine Mutter stammt aus Brooklyn.

VERNEHMUNGSBEAMTER: Was haben Sie in Princeton gemacht?

FISCHER: Wie ich schon sagte, ich arbeite für Professor Einstein. Ich bin seine Zweite Sekretärin. Ich begleite ihn auf dieser dreimonatigen Amerika-Reise zum Caltech und nach Princeton.

VERNEHMUNGSBEAMTER: Wie lange sind Sie schon für Professor Einstein tätig?

FISCHER: Ungefähr zwei Jahre, die Zeit, als ich ihm während der Solvay-Konferenz 1927 assistierte, nicht mitgerechnet. Doch ich kenne ihn schon viel länger.

VERNEHMUNGSBEAMTER: Wie lange?

FISCHER: Schon fast mein ganzes Leben lang. Als ich ein Kind in Berlin war, war Albert Einstein unser Nachbar.

TEIL I

1912
BERLIN



Es gibt immer einen Moment in der Kindheit, in dem die Tür sich öffnet und die Zukunft hereinlässt.

Graham Greene

Bevor er weltweiten Ruhm erlangte, ging Albert Einstein seiner Arbeit in einer bescheidenen Wohnung in einem sehr bescheidenen Viertel von Berlin nach.

Aus *Einstein* von Thomas McMahon

**HABERLANDSTRASSE NR. 7
BERLIN, DEUTSCHLAND**

1. JANUAR 1912

Zu meinem zehnten Geburtstag bekam ich eine Puppe von meiner Tante, einen Armreif von meinem Vater und ein Modell des Sonnensystems von unserem Nachbarn Mr. Einstein.

Ich hasste die Puppe genauso sehr, wie ich meine Tante Olga hasste.

Ich vergötterte den Armreif so sehr, wie ich meinen Vater vergötterte.

Und was das Modell von Einstein betraf, so fand ich, dass es einfach atemberaubend war.

Mein Vater sah voller Stolz zu, als ich das riesige Ding aus seiner Schachtel holte und vor Staunen große Augen machte.

Das waren die guten Jahre: vor dem ersten Krieg, vor den Demütigungen, die wir währenddessen erlitten, vor Deutschlands Schmach an seinem Ende und bevor mein Vater an ihm zugrunde ging.

1912 war Deutschland eine aufsteigende Nation, das bevölkerungsreichste Land in Europa, ein vor Kraft strotzender

Industriestandort, von einem Stolz erfüllt, der an Arroganz grenzte, ein frischgebackenes Reich, das von dem pompösen, kriegslustigen Kaiser Wilhelm II. regiert wurde.

Natürlich wusste ich mit zehn Jahren noch nichts von internationalen Angelegenheiten oder Einsteins intellektueller Reputation, auch wenn er fairerweise gesagt zu jener Zeit noch nicht weltberühmt war.

Sein Ruhm beschränkte sich im Jahre 1912 auf die Subkultur der deutschsprachigen Physiker an den europäischen Universitäten.

Britische Physiker – die immer noch empört über seinen Angriff auf die Newton'schen Gesetze von vor sieben Jahren waren – taten ihr Bestes, um ihn zu ignorieren und als »Prüfer am Patentamt« abzutun.

Ich wusste schon, dass er ein bemerkenswerter Gelehrter war, doch für mich war er in erster Linie nur der schrullige kleine Mann, der mit seiner freundlichen Frau im Haus nebenan lebte.

Schon damals war sein Haar ein wild zerzaustes Durcheinander, auch wenn es kürzer und noch nicht so grau war, wie es in seinen späteren Jahren sein sollte. Sein Schnurrbart jedoch war genau derselbe. Er hing herab wie bei einer Zeichentrickfigur und sah aus wie ein süßes, buschiges Tierchen, das es sich auf seiner Oberlippe gemütlich gemacht hatte.

Doch es waren seine Augen, die einen packten.

Die einen vereinnahmten.

Und nicht mehr losließen.

Funkelnd, aber sanft, mit schweren Lidern, aber hellwach, stechend, aber freundlich und von einer einzigartigen Gastlichkeit beseelt, die einem das Gefühl gab, seine völlige, ungeteilte Aufmerksamkeit zu haben.

Albert Einstein war der beste Zuhörer, den ich je kannte.

Doch zurück zu seinem Geburtstagsgeschenk.

Ganz entfaltet maß Einsteins Nachbildung des Sonnensystems gewaltige ein Meter 20. Es war fast größer als ich.

Was es besonders entzückend machte, war die Tatsache, dass Herr Einstein es selbst gebaut hatte. Die Vorstellung, dass er gütig und sanft und mit seinem albernen Schnurrbart in einer kleinen Holzwerkstatt schuftete und wie ein echter Geppetto Spielzeug anfertigte, war eine, die zu ihm passte.

Heute würde man es ein Mobile nennen: Die Planeten – vom kleinen Merkur bis zum gigantischen Jupiter – waren Holzkugeln, die mit Fäden an einer Reihe von konzentrischen Messingringen hingen und um eine Sonne in ihrer Mitte kreisten.

Für die Augen einer Zehnjährigen war es einfach überwältigend.

Einstein hatte jede der kleinen Kugeln in der Farbe bemalt, die dem tatsächlichen Farbton des jeweiligen Planeten entsprach: ein Rot für den Merkur, ein blasses Blau für die Venus, ein dunkles Orange für den Mars. Der Saturn – eine viel größere Kugel – war von dramatischen, aus lichtdurchlässigen Mullbinden gemachten Ringen umgeben.

Ich drehte mich zu meinem Vater um. »Papa, wird Ooma auch Geschenke bekommen, obwohl sie im Krankenhaus ist? Es ist auch *ihr* Geburtstag.«

Ooma war meine Zwillingsschwester. Ihr eigentlicher Name lautete Norma, doch als ich noch sehr klein gewesen war, hatte ich ihn immer als »Ooma« ausgesprochen, und dieser Spitzname war hängen geblieben.

»Aber natürlich«, antwortete Papa. »Doch fürs Erste braucht deine Schwester ein wenig Ruhe.«

Ich kannte nicht alle Einzelheiten, die den neuerlichen

Aufenthalt meiner Schwester im Krankenhaus betrafen. Ich wusste nur, dass es etwas mit dem Vorfall aus der Woche zuvor zu tun hatte, als Papa sie im Garten mit der Ratte gefunden hatte.

Einstein, vom Unbehagen meines Vaters alarmiert, wechselte das Thema.

»Und, kleines Fräulein?«, sagte er zu mir. »Wie kommst du mit dem Physikunterricht voran?«

Er sprach mit einem ausgesprochen deutschen Rhythmus: flink, gestutzt, effizient.

Ich antwortete nicht. Ich war zu sehr in mein neues Spielzeug vertieft.

»Hanna?«, sagte Papa. »Was sagst du?«

»Was? Oh, danke, Herr Einstein. Vielen lieben Dank.«

»Nein«, sagte Papa. »Was sagst du zu Herrn Einsteins Frage?«

Ich blinzelte und versuchte mich zu erinnern, was er gesagt hatte.

Physik ...

»Nun, vielen Dank, Herr Einstein«, sagte ich. »Wissen Sie, ich beabsichtige, die größte Physikerin aller Zeiten zu werden.«

Ja, das war es, was ich zum größten Physiker aller Zeiten sagte. Ich war in der fünften Klasse und nur mit den einfachsten Grundlagen der Naturwissenschaften vertraut.

»Und die größte Ballerina, Ärztin und Fußballspielerin«, fügte ich hinzu.

Einstein kicherte.

Ich runzelte mürrisch die Stirn. »Aber ich bin in Fräulein Zoellers Physikklasse, und sie ist ja so pingelig. Und sie verteilt viele Hausaufgaben. Mein Freund Wolfgang, er ist in der Klasse von Herrn Stuber, gleich auf der anderen Seite

vom Flur, Wolfgang sagt, dass Herr Stuber immer Späße mit seinen Schülern macht und mit ihnen Spiele spielt. Und er gibt ihnen so gut wie gar keine Hausaufgaben auf.«

»Ich verstehe«, sagte Einstein. »Du hast also eine strenge Lehrerin, wie?«

»Ja.«

Er beugte sich vor und sah mir geradewegs in die Augen. »Kleine Hanna, vertraue mir: *Es ist immer besser, den strengen Lehrer zu haben.* Denn bei einem strengen Lehrer lernt man etwas. Ich bin mir sicher, dass Herr Stubers Schüler eine Menge Spaß haben, doch es werden Fräulein Zoellers Schüler sein, die die Welt verändern. Halte dich an die strengen Lehrer, ganz egal ob in der Wissenschaft, der Literatur oder sogar beim Ballett. Genau genommen solltest du dir bei jeder Art des Studiums einen strengen Lehrer suchen. Es wird dir zum Vorteil gereichen.«

Ich nickte, sagte aber nichts. Das war etwas, über das mein zehn Jahre alter Kopf erst noch nachdenken musste.

Einstein lächelte. »Dein Vater sagt, dass du dich in der Schule sehr gut machst. Es freut mich, das zu hören. Lerne fleißig, lese fleißig, und du wirst Erfolg haben, in der Wissenschaft, als Ballerina oder wofür auch immer du dich entscheidest.«

»Das will ich tun, Herr Einstein«, sagte ich. »Darf ich Sie etwas fragen?«

»Gewiss.«

»Ich habe neulich von Madame Marie Curie und ihrer Arbeit gelesen. Sie hat soeben einen zweiten Nobelpreis gewonnen, wussten Sie das?«

»Ja, das wusste ich«, antwortete Einstein sanft.

»Sie ist der erste Mensch, der jemals zwei Nobelpreise gewonnen hat, wussten Sie das?«